

Miriam Margraf

Der Untergang von Berlin und seine Überlebenden

Aus der Perspektive einer Taube oder eines Engels gesehen ist der kleine Fiat ein roter Punkt inmitten andersfarbiger Punkte, die, je höher man aufsteigt, miteinander zu einer bunten Maserung verschmelzen: dem Geäder der Stadt.

Nikki hat ihrer Mutter gleich gesagt, dass sie hier im Stau stehen würden. Aber Anna hat nicht auf sie gehört. Wie üblich. Wann hören Mütter schon auf ihre Töchter? Nikki wollte nicht aus Hoppegarten abgeholt werden, schon gar nicht mit dem Auto. Sie weiß die Fahrkünste ihrer Mutter nicht sonderlich zu schätzen. Genau wie sie die übertriebene Fürsorge ihrer Mutter nicht sonderlich zu schätzen weiß.

„Was für eine blöde Idee, Anna!“

Sie schieben sich mühsam durch die Leipziger Straße, eine der meist frequentierten Ost-West-Achsen. Zuerst hatten sie Unter den Linden gestanden, aber Anna war so einfallslos gewesen, von der einen überfüllten Straße auf die andere zu wechseln. Jetzt sucht sie einen Vorwand, um ihren Frust abzulassen.

„Du bist nicht in der Lage, dich warm anzuziehen. Du bist nicht fähig, dich wie ein vernünftiger Mensch zu kleiden ... Sieh dich doch nur an ... dieser Lederfetzen, so etwas nennst du Jacke?!“

„Anna, der Fetzen gefällt mir.“

„Wo ist die Lammfelljacke? Du weißt schon, die Jacke, die ich dir geschenkt habe, Weihnachten. Letztes Jahr, eine schöne, warme Lammfelljacke. Du hast es nicht nötig zu frieren.“

„Mir ist nicht kalt.“

„Du sitzt ja auch im warmen Auto. Wo ist die Jacke?“

„Futsch.“

„Das hab ich mir gedacht.“

Unangenehmes Schweigen tritt ein. Nikki dreht abwechselnd an ihren Ohrringen und ihrer Hahnenkamm-Frisur. Anna steckt sich eine Zigarette an und kurbelt das Fenster herunter. Kalte, abgasschwere Luft strömt herein.

„Hat es wenigstens richtig gedröhnt?“

„Was redest du da?“

„Der Trip, für den du das Geld gebraucht hast, hat der sich gelohnt?“

„So ein Quatsch!“, faucht Nikki. Warum unterstellt Anna ihr ständig, dass sie was mit Drogen am Hut hat? Am Ende findet sie es sogar schick, überlegt Nikki. Sie hat keine Lust, Erklärungen abzugeben oder sich für irgendetwas zu rechtfertigen. Jedenfalls haben sie Bunnys Kreuzbandriss operieren lassen und der alte Schäferhund kann wieder laufen.

„So eine Scheiße hier“, sagt Anna und starrt auf die Rücklichter des Kleintransporters vor ihnen. Dabei pafft sie unablässig.

Soll sie doch wenigstens richtig rauchen, denkt Nikki und sagt laut: „Ich habe dich nicht darum gebeten, mich abzuholen.“

„Mit der S-Bahn, bei der Kälte! Und dunkel wird es auch gleich.“

„Die S-Bahn ist beheizt und beleuchtet, ich bin vierzehn, ich kann schon auf mich aufpassen!“

Anna dreht sich um und wirft ihr einen dieser Blicke zu, die sie eigentlich vor Scham in den Boden versinken lassen sollen.

Ach, Anna, man kann das Leben von verschiedenen Seiten aus betrachten, zum Beispiel auch von meiner.

Nikki stützt das Kinn auf die Türverkleidung, blickt an der rostroten Fassade des neuen Astron-Hotels empor in den tristen Dezemberhimmel und stellt sich vor, eine Taube zu sein. Sie schwebt über dem Chaos.

Direkt unter ihr ragen die futuristischen Minarette des Potsdamer Platzes auf. Kalter Stahl und gigantische Glasflächen, in denen sich der schwere Himmel spiegelt. Zu Füßen der anmaßenden

Glaskolosse wälzt sich der heiße, stinkende Moloch in Richtung Osten, stockt im einspurigen Nadelöhr der Leipziger Straße, das von rot-weißen Begrenzungsplanken markiert wird, trifft an der Kreuzung Wilhelmstraße auf die entgegengesetzt schleichende Karawane aus östlicher Richtung und kommt schließlich zum Erliegen. Vom Alexanderplatz aus quält sich der Fahrzeugstrom die Leipziger Straße entlang in Richtung Potsdamer Platz, windet sich zwischen Bauzäunen hindurch erst ein Stück nach Norden und dann wieder nach Westen. Dort lauert der Große Stern wie ein Riesenkrake, der seine fünf Fangarme in alle Richtungen ausstreckt, nach Osten und Westen in die Straße des Siebzehnten Juni, nach Süden in die Hofjägerallee, nach Nordwesten in die Altonaer Straße und nach Nordosten den Spreeweg hinauf zum Schloss Bellevue. Scheiß drauf, meint die Taube.

„Oh Gott, Anna, ist das eklig, das Vieh hat dir mitten auf die Windschutzscheibe gekackt!“

Anna bedient die Scheibenwaschanlage, automatisch schwenken die Scheibenwischer viermal hin und her und verschmieren den Klecks zu einem weißen Streifen. Der Wasserbehälter ist ganz offensichtlich leer.

„Verdammt, an jeder Ampel stehen diese Punker rum und wollen einem die Scheiben putzen, allein das Hallesche Ufer runter dreimal hintereinander. Aber wenn man wirklich mal einen dieser Typen braucht, ist keiner da!“

„Die nächste Ampel ist hundert Meter weiter, Ecke Wilhelmstraße, das kann Stunden dauern“, sagt Nikki und reicht ihrer Mutter eine Packung Papiertaschentücher nach vorn. Ehe sie eine Warnung loswerden kann, stößt Anna die Fahrertür auf.

Der Radfahrer, der sich seinen Weg zwischen den Autos hindurch gebahnt hat, kracht scheppernd in die geöffnete Tür, während Anna sich entsetzt ins Auto duckt. Dumpf knallt der Junge auf die Motorhaube. Das Fahrrad rutscht unter den Tieflader zu ihrer Linken, der gerade einen Meter vorrückt.

Der junge Mann beobachtet von Annas Motorhaube aus, wie die großen Räder sein Mountainbike knirschend unter sich begraben, und sagt bitter: „Da hab ich wohl noch mal Glück gehabt!“

„Das kann doch nicht wahr sein!“, sagt Anna leise.

Der Junge starrt durch die Windschutzscheibe ins Auto. Eigentlich ist er hübsch, denkt Nikki, wenn er bloß nicht so wütend wäre. Sie legt Anna die Hand auf die Schulter, drückt sie tiefer in den Fahrersitz und zieht vorsichtig die Tür heran. Sie ist jedoch verbogen und schließt nicht mehr richtig. Dann schaut sie nach hinten und steigt auf der rechten Seite aus. Sie geht zu dem Jungen und packt ihn am Handgelenk.

„Komm. Komm da runter. Steig ein. Meiner Mutter tut es Leid. Hast du dir was getan? Nein? Steig ein.“

Der Junge ist viel zu verblüfft, um sich zu wehren.

„Nun mach schon, du stehst unter Schock.“ Nikki schiebt ihn ins Auto und setzt sich neben ihn. „Geht's dir gut?“ Nikki betrachtet ihn von der Seite. Er ist ein paar Jahre älter als sie. Sein kurzes schwarzes Haar liegt glatt am Kopf an, er hat einen dunklen Teint, eine leicht gebogene Nase und etwas schräg stehende braune Augen.

„Ob es mir gut geht?“, wiederholt er mit einer Mischung aus Staunen und Verzweiflung. „Sag mal, tickt ihr Weiber noch richtig?“

Anna hat sich umgedreht. „Hör mal, Junge ... Entschuldigung, wirklich ...“

„Nun machts mal halblang, ihr beiden“, unterbricht Nikki sie trocken. „Das ist schon reichlich lebensmüde, hier mit dem Rad durchzubalancieren. Wenn Anna dich nicht erwischt hätte, dann wahrscheinlich ein anderer. Brauchst du nun einen Notarzt oder nicht?“

Der Junge schnappt nach Luft, verschränkt die Arme und atmet hörbar aus. Während sie im Schrittempo vorankommen, hält Anna die Fahrtür zu. Der Junge wirft einen wehmütigen letzten Blick auf das, was einmal sein Fahrrad war.

„Zweihunderneunundneunzig Mark bei Rudi's Resterampe“, bemerkt Nikki. „Anna hält im Laufe der kommenden Stunden am nächsten Geldautomaten.“

Es ist das erste Mal, dass der Junge sie direkt ansieht, mit seinen brennend braunen Augen.

Nikki zuckt mit den Achseln und muss sich schnell abwenden, damit er ihr Grinsen nicht bemerkt.

Vor ihnen qualmt der Auspuff des Lasters, hinten hämmert ein MAN-Diesel ihnen schon seit geraumer Zeit sein monotones Motorengeräusch ins Ohr.

„Das ist ja nicht zum Aushalten, und es stinkt“, sagt der Junge und will die Tür öffnen.

„Vorsicht!“ Nikki hält ihn zurück.

Er zögert.

„Es geht bestimmt gleich weiter.“

„Ich hab Hunger.“ Nach kurzem, ratlosen Schweigen gibt er zu. „Ich muss mal.“ Und als ob er sich dafür entschuldigen müsste: „Hör mal, mir sitzt der Schreck noch in den Knochen.“

„Geh ruhig, wir warten hier.“ Es klingt wie eine Verabredung.

Kopfschüttelnd steigt der Junge aus, schiebt sich vorsichtig zwischen den Autos hindurch in Richtung der nächsten Baugrube. Am Freitagnachmittag arbeitet hier keiner mehr.

Nikki sieht ihm so lange nach, bis er aus ihrem Blickfeld verschwunden ist. „Schade eigentlich, dass er wieder weg ist“, bemerkt sie dann, „er war hübsch.“

Sie sieht im Rückspiegel, wie ihre Mutter die Augen verdreht.

„Du kannst froh sein, dass er uns weiter keinen Ärger macht.“

„Dir“, verbessert Nikki.

Allmählich wird es dunkel. Die ersten Scheinwerfer werden eingeschaltet. Das leichte Vibrieren des Fahrzeugs macht Nikki müde.

„Warum stellst du eigentlich den Motor nicht mal ab?“, fragt sie gähmend.

„Weil er dann nicht mehr heizt, draußen sind minus zehn Grad. Außerdem geht's bestimmt gleich weiter.“

„Bestimmt.“

Nikkis Kopf sackt zur Seite.

Sie wäre fast hinausgefallen, als die Autotür geöffnet wird. Mit einem Ruck richtet sie sich auf. Im Scheinwerferlicht des nachfolgenden Autos erkennt sie den Jungen.

„Du?“ Sie rutscht beiseite, um ihm Platz zu machen. „Warst aber lange auf Klo.“

Er haucht auf seine Hände, klappert mit den Zähnen.

„Scheiße.“

„Was ist denn passiert?“

„Ich wollte mit der U-Bahn fahren. Bin eine Station weit gekommen, dann haben sie mich hochgenommen ohne Fahrschein. Seitdem suche ich in diesem bescheuerten Stau nach eurem Auto, was Besseres fiel mir nicht ein.“

Nikki sieht ihn merkwürdig an. Allmählich glaubt sie nicht mehr an einen Zufall.

„Na, hier hast du's wenigstens warm“, sagt sie, um überhaupt was zu sagen.

„Solange noch Sprit im Tank ist“, fügt ihre Mutter desillusionierend hinzu.

Der Junge bibbert noch ein bisschen und flucht leise vor sich hin, dann ist er eingeschlafen. Auch Nikki dämmert wieder weg, das Surren und Stampfen der Motoren im Ohr. Das Letzte, was sie hört, ist, wie ihre Mutter das Radio einschaltet. Ein lateinamerikanisches Lied, Panflöten. *El cóndor pasa*, was immer das auch heißt.

Die Luft ist kalt und dennoch zum Zerschneiden dick. Nikki schlägt die Augen auf. Sie friert nicht, weil der Junge sie wärmt. Es kommt ihr plötzlich seltsam vor, dass sie so an ihn gelehnt geschlafen hat. Sie setzt sich auf. Etwas stimmt nicht. Die Kälte. Die Dunkelheit. Die Stille. Der Motor ist aus.

„Mama?“, fragt sie leise. Vom Fahrersitz kommt ein gedehntes Seufzen. „He, Anna!“ Sie rüttelt ihre Mutter. „Was ist das hier? Ich will nach Hause!“

Anna gibt wieder einen unbestimmten Laut von sich. Inzwischen wird auch der Junge wach.

„Hallo, Anna, bin ich hier im falschen Film, der Große Stau, oder was?“

„Ich bin bloß mal kurz eingeschlafen“, murmelt Anna. „Wie spät ist es denn?“

Aber die digitale Zeitanzeige auf dem Display ist erloschen.

„Mensch, Anna, mach bloß den Motor an, wir frieren uns ja den Arsch ab!“

„Das geht nicht, mein Schatz, das Benzin ist alle.“

„Ach so, wenn's weiter nichts ist! Und warum leuchtet hier überhaupt nichts mehr?“

„Die Batterie ist auch alle, ich hab die Heizung bis zum Schluss noch auf Batterie laufen lassen.“

Der Junge beugt sich zu Nikki, will ihr etwas ins Ohr flüstern. Sie wehrt ihn ab, hat mit Anna zu reden.

„Und was machen wir jetzt?“

„Es geht bestimmt gleich weiter“, sagt Anna. „Wir rufen einfach den Autoclub. Die bringen einen Kanister mit und geben uns Starthilfe.“

„Aber wie sollen die denn hierher durchkommen?“, fragt Nikki verzweifelt.

„Nun reg dich doch nicht auf“, sagt Anna.

Wieder flüstert der Junge Nikki ins Ohr. Diesmal hört sie zu.

„Anna!“ Es klingt, als hätten sie die Rollen getauscht. „Wir steigen jetzt aus und fahren mit der U-Bahn nach Hause, komm mit!“

Anna dreht sich entgeistert um. „Aber das geht nicht. Hör mal, ich kann das Auto nicht einfach hier stehen lassen. Dann ist das doch das nächste Verkehrshindernis. Am Ende bekomme ich eine Anzeige und all die wütenden Autofahrer ...“

Die letzten Worte hört Nikki schon nicht mehr. Sie hat sich bereitwillig von dem Jungen aus dem Auto ziehen lassen und sich nicht einmal mehr die Mühe gemacht, die Tür zu schließen. Der Junge hält ihre Hand fest und sie folgt ihm mit einer seltsamen Mischung aus Erregung und Angst. Die dröhnenden und wispernden Maschinen sind verstummt. Wie schlafende Ungetüme lagern die Fahrzeuge in den verstopften Straßen. Irgendwo, weit entfernt, klopft noch ein beständiger Dieselmotor seinen Rhythmus in die Nacht. Aber um sie herum schweigt alles. Während sie sich ihren Weg zwischen den kalten, stummen Autos hindurch bahnen, pochen sie manchmal an Fensterscheiben. Gestalten rühren sich träge.

„Lass uns zur U-Bahn gehen“, sagt Nikki. „Ich spendiere dir ein Ticket.“

Gespenstisch schläft die Autolawine im Neonlicht des Potsdamer Platzes, der hier noch Baustelle ist. Erst einhundert Meter weiter westlich ragt das Sony-Gebäude empor. Es wird dunstig. Abgaswolken, Nebel und Dämpfe, die aus den Gullys aufsteigen, vereinen sich zu einem immer dichter werdenden grauen Vorhang, der selbst das Licht der Neonlampen schluckt.

Noch immer Hand in Hand laufen sie die Treppe zum U-Bahnhof hinunter. Hier unten ist endlich Licht, gelbes Licht. Sie können einander ansehen. Er lächelt.

„Bist du ein Indianer?“, fragt Nikki plötzlich.

Seine Augen verengen sich.

„Ich bin José Álvarez Carvajal.“

„Und?“

Das Leuchten verschwindet.

„Wahrscheinlich war das der Grund, weshalb sie mich vorhin, nachdem sie mich ohne Fahrkarte erwischte hatten, auch noch zwanzig Minuten lang verhört haben. Irgend so'n Arschfucker, Hilfssherrif.“

Er spuckt aus.

„Jetzt können sie uns nicht mehr erwischen“, sagt Nikki lakonisch.

Das Gitter vor ihnen ist verschlossen. Kein Betrieb zwischen 0:30 und 4:30 Uhr.

„Wir gehen zu Fuß“, sagt José. „Ich begleite dich nach Hause.“

„Nach Charlottenburg?“

„Wohin immer du willst.“

Sie halten einander wieder an den Händen, sie haben die Blechlawine hinter sich gelassen auf der Suche nach einem Weg in den Tiergarten, dem grünen Herzen der Stadt, das sich von Mitte nach Charlottenburg ausdehnt. Doch noch sind sie am Potsdamer Platz oder, wie neuerdings auf den Straßenschildern zu lesen ist, am Marlene-Dietrich- und Matthäi-Kirch-Platz.

Die Stahlstreben der modernen Giganten ragen glatt und abweisend vor ihnen auf, eine brutale, klebrige Kälte haftet ihnen an wie Glasfaserwolle.

Und dann hört Nikki es, ein Geräusch aus den tiefsten Schluchten ihrer Seele, zuerst erschaffen in den Abgründen der Einsamkeit und nun erzeugt von einer gesichtslosen Maschine der Macht. Cyberspace, denkt sie in einem hellen Moment, aber sie kann nicht in die Wirklichkeit zurückfinden. Ein versunkenes Schiff, dessen ertrunkene Passagiere Signale versenden, ein abgestürztes Flugzeug, dessen einziger Überlebender sich in der Wüste Gehör verschaffen will. Aber niemand hört zu. Ein Cyber-Ton, Atem von Maschinen. Metropolis, dieser Film, denkt Nikki, so ein Kitsch, Metropolis.

„Ich sah die Pferde vom Fenster aus. Es war in Berlin, im Winter.“ Es ist die leise Stimme des Jungen.

„Was redest du da?“

Er nimmt ihre Hände, beide.

„Das Licht war lichtlos, ohne Himmel der Himmel. Die Luft weiß wie nasses Brot.“

„Du spinnst.“

Er lacht, seine weißen Zähne blitzen wie Perlen im diffusen Laternenlicht, das den Dunst kaum noch durchdringt, und der Grauen erregende Maschinenton ist nicht mehr ganz so Furcht einflößend.

„Woher kommst du?“

„Aus Lichtenberg. Vielleicht. – Und vor meinem Fenster ein einsamer Zirkus von den Zähnen des Winters angenagt.“

„Es ist gruselig hier, lass uns weitergehen.“

Aber sobald sie zu reden aufhören, hört Nikki wieder den Maschinenton, kalt, dunkel, wie das letzte Signal einer verlorenen Zivilisation. Nikki blickt auf. Sie sind umgeben von Glas und Stahl.

„Plötzlich, geführt von einem Mann, traten zehn Pferde in den Nebel hinaus“, flüstert der Junge. „Beim Herauskommen tänzelten sie ganz leicht, wie das Feuer, für meine Augen jedoch nahmen sie die bis zur Stunde leere Welt ein.“

„Was redest du da?“, raunt Nikki.

Was er sagt, klingt verrückt, aber es nimmt ihr die Angst vor diesem Ton, diesem Stahl, dieser Kälte.

„Pablo Neruda, der Dichter meiner Heimat ...“

Plötzlich ist da ein neues Geräusch. Ein lebendiger, seltsamer, ein vollkommen erleichternder Klang, der den Maschinenton fortnimmt: das Klappern von Hufen – zwei Pferde im ruhigen Vierertakt des Schrittes. Sie sind ganz nahe.

Nur wenige atemlose Sekunden noch und sie materialisieren sich aus dem Nebel: zwei große, schlanke Pferde, braun und dunkelbraun, mit zierlichen Köpfen, schmalen Blossen, gesattelt und getrennt.

„Vollkommen, feurig, waren sie zehn Gottheiten mit langen makellosen Beinen, Mähnen, dem Traum des Salzes gleich“, rezitiert der Junge weiter und streckt den Pferden eine Hand entgegen.

Nikki lässt ihn los, nähert sich den Pferden vorsichtig, berührt sie, erst die Nüstern des Dunkelbraunen, dann die Stirn des Braunen. Argwöhnisch mustert sie Sattel und Zaum.

„Das sind Polizeipferde“, flüstert sie.

„Jetzt gehören sie dir.“

Ungläubig geht Nikki um die Pferde herum, die keine Anstalten machen fortzulaufen.

„Kannst du reiten?“ fragt der Junge und seine weißen Zähne blitzen.

„Ich weiß es nicht. Vermutlich.“

Er hebt sie geschickt auf den Braunen.

„Und Anna?“, gibt sie zu bedenken.

„Der Autoclub wird sich um sie kümmern.“ Er besteigt das andere Pferd. „Aber ich habe kein Fahrrad mehr.“

„Bringst du mich jetzt nach Charlottenburg?“

„Und wohin dann?“

(Erschienen 2001 beim Ravensburger Buchverlag
in „Berlin? Berlin!“)